

(Nachdruck verboten.)

Die Güte der Menschen.

Novelle von Léon Frapié. Deutsch von Olga Sigall.
(Schluß.)

Ninie fühlt sich ganz wohl, man sieht es ihr an, sie strahlt förmlich in ihrer gestreiften Flanellbluse und ihrer blauen Mütze — einer Mütze für Gebirgstouristen — die ihr fest auf dem Ohr sitzt.

Mit allen Sinnen sucht sie Eindrücke aufzunehmen: die Nase erhoben, den Mund geöffnet, um den absonderlichen und angenehmen Geruch einzusatmen, das Gesicht der lauen Luft wegen nach rechts und links wendend, ihr Gehör anstrengend, geht sie voller Vorsicht, die Füße behutsam auf die Stein-
stufen setzend; dabei klopf ihr Herz, ihre Brust hebt sich, hinter ihrer weißen Stirn regen sich tausend Vorstellungen.

„Vorwärts, wir müssen noch tiefer hinunter.“

„Halt, wir brauchen Karten.“

„Hier ist der erste tiefe Schlund; da sind Schalter, wir müssen uns einer hinter dem andern aufstellen.“

„Nekt heißt es sich zurecht finden; man kann sich nur allzuleicht verlaufen.“

„Nun haben wir gerade eine falsche Richtung eingeschlagen, wir müssen umkehren.“

„Zum Teufel, das ist aber ein fürchterliches Dröhnen! Aha, ein Zug, der vorüberfährt. Karlchen, nimm die andere Hand von Ninie, damit sie sich an dem schönen Metallgeländer festhalten kann. Nicht wahr, das fühlt sich drollig an?“

„Du weißt Bescheid, Ninie? Hier sind wir auf dem dritten Treppenabsatz.“

„Da sind die Karten; wir sind 4 Personen.“

„Danke. Fühle doch, Ninie, man hat ein Loch in jedes Billett geknipst.“

Und nun wird es ernst; wir sind auf dem Perron. Karlchen ist nun nicht mehr zuverlässig genug. Papa und Mama fassen jeder Ninie an einer Hand. „Denke doch, da, wo die Büge fahren, ist ein Abgrund, und die Schienen sind mit Elektrizität geladen, es genügt, daß Dein kleiner Finger sie berührt und Du stürzt wie vom Blitz getroffen hin.“

Der Zug kommt an. Aufpassen bei dem Gedränge! Großer Gott, was das für eine Erschütterung ist; sogar auf dem Perron verliert man sein Gleichgewicht. Schnell, schnell, nun heißt es kämpfen! Stöße nur, Ninie; gebrauche Deine Ellbogen. Au . . . Ach, die armen Erdrückten!

Da wären wir! Und gerade ein Sitzplatz für Ninie auf der letzten Bank, so daß sie das Präsidium im Wagen führt. Da thront sie nun, nein, so was, mit ihrer prächtigen Bluse und ihrer Mütze, man sieht nur sie!

Die Wahrheit ist die, daß Ninie, ängstlich und verwirrt, mit eingezogenen Schultern, die Hände auf den Knien, auf ihrem Plaze hockt, den Eindruck eines achtjährigen kümmerlichen Kindes macht und mit ihrem armen kleinen blinden Gesichtchen, das sich wie in verzweifelter Suche nach dem verlorenen Himmel emporreckt, jammervoll und schmerzlich anzusehen ist.

Da beginnen die Eltern das Spiel, an dem die Umstehenden bald von ganzem Herzen teilnehmen.

Sie stellen ganz laut Fragen, von Ausrufen der Bewunderung unterbrochen.

„Nun, Ninie, hast Du keine Angst?“

„Nein.“

„Du bist nicht schwindlig?“

„Nein.“

„Nicht möglich, ich kann es gar nicht glauben. Anders wie Du, Karlchen, Du bist ja schon ganz blaß.“

Karlchen begreift und verstellt seine Stimme:

„Ja, ich . . . ich kann nicht mehr . . .“

„Nimm Dir ein Beispiel an Deiner Schwester; was soll das heißen?“ entrüstet sich der Vater. „Deine Mutter und ich erliden auch, aber wir wollen aushalten wie Ninie.“

Die Leute, die das arme, gebrechliche, blinde Geschöpfchen sehen, wenden ihm ihr Interesse zu. Und nach und nach nimmt Ninies Gesicht solch gespannten, erstaunten, befriedigten Ausdruck an, daß man errät: es ist das erstemal und es bereitet ihr viel Vergnügen.

In diesem Falle handelt es sich darum, dieses Glück so vollkommen wie irgend möglich zu machen.

Eine dicke Frau ruft in übermäßiger Bewunderung: „Ich würde darauf schwören, daß das Fräulein nicht die mindeste Angst hat.“

Dankbar entgegnet ihr die Mutter voller Eifer: „Das muß ich sagen, sie hat vor gar nichts Furcht, sie erträgt alles. Das ist ihr so angeboren; wie sie noch ganz klein war, war sie schon ebensowenig ängstlich.“

Der Vater nimmt das Gespräch auf.

„Ihr Bruder, der doch ein ganz strammer Bursche ist hat die Fahrt im Métro nie vertragen können.“

Ninie, deren Beklemmung weicht, beginnt zu lächeln.

Die Umstehenden durchschauen nun das ganze Spiel; Güte liegt auf allen Gesichtern. Sofort, ohne Vorbereitung, ohne Zeichen des Einverständnisses übernimmt jeder eine Rolle, jeder will sein Teil beitragen.

Ein wie ein Beamter aussehender Herr: „Mir geht es ganz ebenso, wie Ihrem Jungen; im Métro ist mir immer ungemütlich; wäre ich nicht dazu gezwungen, ich würde ihn nie besteigen.“

Ein Kassenbote mit weißem Backenbart: „Alle Leute fühlen sich die ersten Male ganz elend, das kleine Fräulein muß schon recht daran gewöhnt sein.“

Die Mutter voller Stolz: „Aber durchaus nicht, es ist das erstemal.“

Eine Dame in Trauer: „Das erstemal, und dieses Schwanken, diese Stöße, diese Geschwindigkeit . . . mir wird immer schwindlig, wie in einer Schaukel.“

Zur Rechten, zur Linken flüstert man, scheinbar absichtlich leise, doch laut genug, daß Ninie es hört.

„Sehen Sie nur das kleine Fräulein . . . das erstemal!“

„Das glaube ich nicht, es ist nicht möglich.“

„Aber gewiß doch, die Mutter sagte es doch soeben.“

Beim Anhalten an der Station übertreiben die Leute das Schwanken, sie machen ein Geräusch, als prallten sie aneinander, Flüche, lebhafteste Flüche werden laut.

„Donnerwetter, das fühle ich aber im Magen!“

Der Schaffner tut auch mit; er verstärkt den allgemeinen Eindruck durch seine gewichtige Art, die Namen der Stationen anzukündigen. Es steht fest, Ninie ist starr vor Staunen; sie ist entzückt, sich so ganz behaglich zu fühlen.

Und das großmütige Spiel nimmt seinen Lauf.

„Der kräftige Bursche ist wohl ihr Bruder?“

„Wie doch das Aussehen täuschen kann!“

„Ja, gewiß; ich habe das immer bemerkt, Mädchen haben mehr Mut als Knaben.“

„Du da, Viktor, großer Angsthase; nimm Dich zusammen! Deine Glieder schlattern ja förmlich; so muß man die Métrofahrt ertragen. Fräulein hat Energie!“

Stillschweigendes, gütiges Übereinkommen, unmittelbare, tiefste Erkenntnis lassen einen jeden seine Rolle begreifen, sie spielen und genau erkennen, wie weit er zu gehen hat. Es ist nicht mehr ein Schauspieler, der für die Menge spielt, die Menge ist es, die für die armeligste, unscheinbarste Einheit spielt.

Einige Passagiere steigen ab, andere steigen ein; die Neuangekommenen wissen sofort Bescheid, die Blide, die Zeichen, der Einfluß aller wirkt auf sie, belehrt sie, weist ihnen ihre Rolle an.

Wie könnte es auch an Verständnis fehlen! Ninie ist im siebenten Himmel. Ach, dieses körperliche Behagen, dieses Wiegen, dieses Schwanken! Mein Gott, wie wohl sie sich fühlt, wie wunderbar das alles ist!

Das Lächeln Ninies würde Fenster, Ungeheuer zu mildtätigen Mitspielern machen.

Denken Sie daran, ein anderes Kind hätte schon lachen sehen, hätte es gelernt zu lachen; in ihrer Seiterkeit läge Nachahmung, bei einem anderen Kinde würden Seiterkeit und Gesundheit eines sein und die Freude weniger vergänglich erscheinen; ein anderes Kind hätte schon andere Freuden gefannt und diese wäre nur eine Wiederholung. Aber die Freude von Ninie! . . . Es ist die arme, enterbte, tränkliche Kindheit, die ein erstes und einziges Mal lacht.

Es ist die gefangene Kindheit, die nie mit der Welt in Verührung gekommen ist und die durch ein Wunder einen

für immer beruhigenden und stärkenden Eindruck davon trägt. Welches Glück! Die Menschheit ist gut, bereit, Dir Weisfall zu spenden, Dich zu bewundern, Dir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Dich zu lieben. Ach, wie gehoben man sich fühlt, wie man den Raum geniesst! Wie schön und groß ist das Leben! Wie tief empfindet man die Aufmerksamkeit, die Liebe der Menschen! Wie schön und stark, schnell aufblühend und unendlich ist die Liebe der Menschen! Wie klar empfindet man, daß alle Worte, alle Ausrufe auf uns Bezug haben.

Und wirklich, für eine kurze Spanne Zeit haben die Fahrenden ihren Titel, ihren Beruf vergessen, augenblicklich wären sie nicht instande zu sagen, welches das gewöhnliche Ziel ihrer Tätigkeit ist.

Es sind nicht mehr Angestellte, Chefs, Reiche, Arme, jetzt sind sie alle gleich, und sie haben in diesem Augenblick ihres Lebens ein gleiches Ziel — ein besseres zu finden wäre undenkbar —, das, einem Mitmenschen Gutes zu tun.

Gutes zu tun entspricht so sehr der Anlage des Menschen, der Neigung aller, daß sofort ohne Ueberlegung, sobald die Gelegenheit sich nur bietet, das Ideal sich einen Moment seiner Vollendung nähert. Kein Kampf mehr, kein Wettbewerb, keine Unterschiede, keine widerstreitenden Interessen; keine Menschen, die auf Raub, auf Geldgewinn ausgehen . . . Alles, was hindert, gut zu sein, ist fortgelöscht. Sehen Sie, wie diese Leute Ninie anlächeln; lebt in ihrem Kopf, in ihrem Herzen ein anderer Gedanke, als gut zu sein! Und wie gut wissen sie alle, was sie wollen. Alle wetteifern mit unendlicher Zartheit miteinander, ihr Teil zu der mildtätigen Handlung beizutragen, dem armen, siechen Kinde das zu geben, was jedem so not tut, das, was niemand entbehren kann, nicht der Krüppel, noch der Verurteilte, nicht der Kranke, noch der Aermste der Armen: sich in einer Beziehung den andern überlegen zu fühlen, die Illusion der Ueberlegenheit, das Bewußtsein eines persönlichen, nicht zu vergleichenden Wertes.

Die allen gemeinsame Güte kann nicht anders als erfolgreich sein, sie herrscht ausschließlich, sie ist, außerhalb, über, auf Kosten jedes anderen Bestehenden. Die mit den furchtbarsten Waffen — Geld und Ansehen — ausgerüsteten Leute haben den Ausdruck von Kindern. Ein bedauernswerter, schwindsüchtiger Budliger stellt sich, als ersticke er, der kleinen Blinden zu Gefallen; er röchelt, er überreizt, er strengt sich an . . . Eine Arme, ein Bild des Hungers, hohlwangig und elend, möchte sprechen; sie kann nicht; so sehr weint sie aus köstlichem Mitgefühl. Das Wunder ist vollbracht! Ninie hat das Land des glücklichen Traumes, der unauflöschlichen Illusion erreicht!

Sie besitzt eine ihr eigentümliche Kraft, verschieden von der ihres Bruders Karlchen, der indes stark ist und instande, sie wie eine Feder zu heben.

Sie ist den sie umgebenden Leuten überlegen, sie hat das Verdienst der Forscher, der Eroberer, der Helden, die fabelhaften Gefahren trocken und sie überwinden, sie genießt Ruhm, allgemeinen Weisfall. Ach, wie gut das ist! Wie wohl fühlt man sich auf dieser schwankenden Bank, bei dieser schwindelerregenden Fahrt!

Sie hat ihren Anteil an dem Sieg des menschlichen Geistes, sie übt eine persönliche Handlung aus in der Unterwerfung von Raum und Zeit durch die gewaltige mechanische Kraft.

„Höre, Karlchen,“ flüstert sie, „wenn Du Angst hast und Dich nicht ganz wohl fühlst, setze Dich dicht an mich heran und nimm meine Hand, ich bin da, ich halte Dich.“

Schließlich mußte man den Wagen verlassen. Ninie war ganz verändert, ganz verwirrt. Zu Hause hatte das arme, hinfällige Geschöpf einen Weinkrampf; aber die Tränen flossen sanft und lind.

Und die Natur selbst erwies sich gütig. Die Schwäche war überwunden. Als die kleine Ninie am Abend in den Armen ihrer Mutter einschlief, hatte sie aufgehört ein Kind zu sein,

(Nachdruck verboten.)

Der Verteidiger.

Von Stefan Großmann (Wien).

Vorige Woche sah ich den Verteidiger Doktor Berger im Gerichtssaal. Diesen Mann im Verteidigerstuhl sehen, das ist für mich ein größerer Genuß als die spannendste Theatervorstellung.

Schon wie er der Verhandlung zuhört, bald in seiner ganzen Massigkeit über den Tisch gelagert, den Kopf gierig vorgestreckt, bald wieder aufspringend, nervös hinter den Schranken auf- und abtrabend, zuweilen scheinbar ein gelassener Zuhörer, der in die Luft schaut, im entscheidenden Augenblick aber mit seiner Zwischenfrage wie ein Tiger auf den ahaungslosen Zeugen hinströmend; schon dieses Schauspiel regt mich immer an. Ich lächle nachher freilich, wenn ich daran denke, wie leidenschaftlich er sich für jeden seiner Spitzbuben ins Zeug legt; ich belächle mich selbst, weil ich von der bannenden Energie dieses Mannes immer wieder, wenigstens für Stunden, gefangen genommen werde. Aber ich gestehe, daß mir dieser Verteidiger eben wegen der Wut, wegen der bohrenden Leidenschaft gefällt, mit der er sein Gewerbe treibt. Ach, armfelige Tröpfe, die ihre Lebensunlust hinter skeptischen Wizen verbergen, gibt es genug; Leute, die so nährlich mit Leib und Seele ihrem Amte hingegeben sind, leider nur ganz wenige . . .

Vorigen Dienstag verteidigte der Doktor Berger einen Mann, der sein eigenes Geschäft in Brand gesteckt hatte, um die Versicherungssumme einzuheimsen. Ich fand ihn wieder hinreißend. So kurios ich nachträglich die Gedanken seiner Verteidigungsmethode finde, im Moment mußte ich mitgehen. Vor allem bewies er den Richtern mit aller Gemütlichkeit, daß es ein gutes Recht jedes Versichereren sei, sein Hab und Gut in Brand zu stecken. Jahrzehntelang zahlte da ein Kaufmann, so folgerte der Verteidiger, regelmäßig soundsoviel jährliche Feuerversicherungsprämie, nie geschieht etwas, der Kaufmann lernt die Affekuranzgesellschaft gar nicht kennen, mit der er seit Jahr und Tag in Geschäftsverbindung steht. Ist er als gewissenhafter Geschäftsmann nicht geradezu verpflichtet, einmal zu revidieren, wie die Anstalt arbeitet, kulant oder schönbe, gewissenhaft oder leichtfertig? . . . Der Verteidiger wurde immer hitziger: Es ist beinahe ein gutes Recht jedes langjährig Versicherten, einmal seinen Brand zu haben! Dabei bleibt es ja das Recht und sogar die Pflicht der Affekuranzgesellschaft, nach der Ursache des Brandes ganz genau zu forschen und eventuell nicht einen Heller auszusahlen! Der Brandstifter handelt, wenn die Affekuranzgesellschaft richtig arbeitet, eigentlich bloß auf sein Risiko. Seine eigenen Waren verbrennen! Ob er was kriegt, ist zweifelhaft . . . Nach einer Pause fuhr der Verteidiger mit leiser Stimme fort: Und schließlich, die Versicherungsgesellschaft muß wissen, daß viele Versicherte den Kichel fühlen, ihr Eigentum in Brand zu stecken. Dieses psychologische Moment müssen die Versicherungsanstalten von vornherein ins Kalkül ziehen, und weil sie das tun, erhöhen sie um einen bestimmten Prozentsatz ihren Prämientarif. Es ist statistisch nachgewiesen, daß der Prozentsatz der Brände bei versicherten Betrieben ein höherer als bei unversicherten ist. Sind aber auch die selbstgelegten Brände bei der Berechnung der Versicherungsprämie schon von vornherein in die Rechnung gestellt, dann müssen die Anstalten dieses Risiko auch auf sich nehmen. Sie sollten also auch in solchem Falle zahlen . . . Das erklärte Doktor Berger den Geschworenen mit aller Eindringlichkeit. Als er meinte, daß die Gedankenkette in ihren Gehirnen genügend festgehalt war, setzte er wieder nach einer Pause mit ganz veränderter Stimme hinzu: „ . . . Die Affekuranzgesellschaften zahlen dem ertappten Brandstifter nichts. Noch mehr, diesen alten, verzweifelten, gebrochenen Kaufmann, der seine in die Tausende gehenden Versicherungsgelder und sein ganzes, hunderttausend Gulden wertiges Warenlager verloren hat, setzt man noch auf die Anklagebank!“ Empört brach er ab und setzte sich in seinen großen Verteidigerstuhl. Er meinte, seine Argumente seien so überzeugend, daß er jetzt schweigen müsse . . .

Ein Zeuge wurde in der Verhandlung vernommen, der Buchhalter des Angeklagten, der diesem zwanzig Jahre lang gedient hatte. Nachts hatte die Feuersbrunst gewütet, am anderen Morgen hatte dieser alte Buchhalter zu zwei Nachbarn gesagt: „Den Brand hat der Chef selbst gelegt, weil er vor dem Konkurs steht.“ Als diese Aeußerung der Versicherungsgesellschaft zu Ohren kam, wurden sogleich Nachforschungen angestellt. Es kam zutage, daß der Chef einzelne Warenballen sogar in Petroleum getränkt und nachts heimlich im Vorübergehen durch das Guckloch der Rollbalken brennende Bündel hineingeworfen hatte.

Der Buchhalter war mit seiner Aussage fertig. Der Verteidiger, der die ganze Zeit stumm dageessen hatte, fuhr jählings von seinem Sitz auf, als der Zeuge abtreten wollte. „Wie lange waren Sie beim Angeklagten beschäftigt?“ „Sechzehn Jahre.“ „Wie groß war Ihr Gehalt?“ „Sundertfünfzig Gulden.“

„Ein sehr anständiges Gehalt für einen Buchhalter!“ sagte Doktor Berger mit sichtlicher Befriedigung. Der Zeuge zuckte die Achseln: „Ich habe es schwer verdient.“

„Dabon ist momentan nicht die Rede,“ der Verteidiger unterbrach den Buchhalter; „aber halten Sie es für die Pflicht eines Angestellten, der sechzehn Jahre in einem Hause tätig war, Nachbarn, fremden Leuten, ja Konkurrenten mitzuteilen, daß der Chef vor dem Konkurs steht?“

Der Zeuge blidte ganz verduht drein. Sofort benützte der Verteidiger den kurzen Moment der Stille, um in noch schärferem, höhnischem Ton die Frage zu wiederholen.

Ganz eingeschüchtert schaute der Zeuge um sich und wußte nicht gleich eine Antwort.

Der Verteidiger benützte diese Augenblicke und warf ihm im Ton überlegener, verhaltener Entrüstung den vorwurfsvollen Satz zu: „Sie waren Ihrem alten Chef wohl nicht gerade freundlich gesinnt. Sagen Sie ruhig, Sie wollten ihn ins Kriminal bringen!“

Jetzt wurde der Buchhalter zornig: „Ein reeller Kaufmann ist er nie gewesen!“

„Schön gut,“ unterbrach ihn rasch der Verteidiger, der eine eingehendere Begründung verhindern wollte, „danke. Ich wollte nur Ihre Gefinnungen für den Mann feststellen, der sechzehn Jahre lang Ihr Chef war und der Ihnen Ihr Brot gegeben hat!“

Die Gedankenfetta des Verteidigers hatte sich in den Hirnen der Geschworenen nicht eingehalt. Der Brandleger wurde mit zehn gegen zwei Stimmen schuldig gesprochen und bekam fünf Jahre schweren Kerkers.

Gestern nacht sah ich den Doktor Berger in der menschenleeren Donaufraße. Er ging ganz allein den Kanal entlang und schon aus einiger Entfernung bemerkte ich an heftigen Bewegungen seiner Arme, an dem ruckweisen Heben des Kopfes, daß er in Erregung mit sich selbst sprach. Näher kommend, hörte ich, wie er gegen sich selbst Schimpfworte ausstieß: „Ich . . . Esel! Ich . . . Schuft! Ich will mir einbilden, daß ich den Leuten helfe! . . . Ich! . . . Ich! Minderlich!“

Er war so erregt, die nächtliche Umgebung, der Donaukanal, die Selbstvorwürfe, die ich anhörete, stimmten mich einen Moment lang für den Verteidiger fast besorgt, so daß ich auf ihn zutrat und ihn begrüßte.

Er reichte mir die Hand und im nächsten Augenblick sprudelte er schon hervor:

„Ah, richtig, Sie waren ja auch dabei, Sie haben den Brandlegungsprozeß mit angehört. Sehen Sie, diesen Angeklagten habe ich auf dem Gewissen! Jamohl, ich! Ich! Meinethalben muß der Mann fünf schreckliche Jahre lang in Stein neben Einbrechern und Mördern sitzen! Ich, ich, ich bin schuld daran!“

Verwundert fragte ich: „Sie? Sie haben sich doch die größte Mühe gegeben, ihn freizukriegen.“

„O, ich Esel!“ schrie der Verteidiger. „Wie konnte ich diesen Buchhalter auslassen? . . . Auf diesen Mann hätte ich mich stürzen sollen!“ Plötzlich begann er leise zu reden: „Dieser Buchhalter hat ihn gehaßt! Dieser Kerl hat seinen Chef angezeigt! Haben Sie bemerkt, wie haßerfüllt er vor Gericht ausgesagt hat! . . . Ich hätte ihn fragen sollen, wo er selbst in der Nacht war, in der der Brand ausgebrochen ist! Ich wette darauf, es wäre ihm so schnell keine Antwort eingefallen!“

Ich trat einen Schritt zurück: „Halten Sie es denn für möglich, daß der Buchhalter den Brand gelegt hat?“

„Nebensache,“ erwiderte er wegwertend. „Aber in den Geschworenen hätte ich die Frage anregen sollen. Dazu war ich verpflichtet!“

Ich schüttelte den Kopf: „Der Kaufmann hat zweifellos selbst das Feuer gelegt.“

Da schrie der Verteidiger: „Wir sprechen davon, wie ich dem Manne hätte das Zuchthaus ersparen können. Davon allein! Ich hätte die Stimmung gegen den verräterischen Buchhalter irgendwie ausnützen sollen!“

Unwillkürlich mußte ich lächeln. Als er es bemerkte, rief er mir zu: „Adieu! Ich habe die Ehre, ich muß zurück!“ und lief davon.

Im Nu war er von mir weggerannt, und als ich mich nach ihm umsah, da bemerkte ich, wie der einsame Mann noch immer heftig mit sich redete, und ich glaubte zu hören, wie er sich zerknirschig zurief:

„O, ich Esel!“
Ich muß gestehen, dieser Verteidiger, der sich in Selbstqualereien marterte, weil er einen Zeugen nicht genug verdächtig hatte, hat Eindruck auf mich gemacht. Die Adresse dieses Verteidigers schreibe ich in mein Notizbuch. Wenn ich einmal irgendwie Beacht habe, man kann ja nie wissen, dieser Verteidiger ist dann mein Mann! —

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Im Kunstgewerbemuseum findet in den vorderen Ausstellungssälen eine Sonderausstellung statt: Heutige deutsche Steinzeug- und Töpferware. Die Ausstellung ist sehr lehrreich, insofern sie etwa das Fazit zieht, wieviel aus der Keramik in Deutschland noch lebensfähig ist. Sie stellt zu diesem Zweck die vorbildlichen, alten Erzeugnisse und die im Anschluß daran hergestellten neuen Versuche zusammen und gibt so eine schätzenswerte Anregung für die Zukunft. Gibt es doch noch eine ganze Reihe alter Töpferbetriebe in vergessenen Winkeln Deutschlands, wo die alte Bauernkunst noch lebt, und vielleicht ist es möglich, diese uralten Betriebe aufrechtzuerhalten. Während wir schlechte Fabrikware kaufen, gehen diese einfachen primitiven Erzeugnisse, die so viel Schönheit besitzen, allmählich zugrunde.

Die Ausstellung gliedert sich in die zwei Abteilungen Töpferarbeit (Erdenware) und Steinzeug als die beiden

Vorfahren, die in Deutschland seit alters heimisch sind, während die anderen Arten (Majolika, Fayence, Porzellan, Steingut) von anderen Völkern herübergenommen sind. Das deutsche Steinzeug, jenes eisenfeste graue oder braune Material, aus dem zum Beispiel die bayerischen Maßkrüge gefertigt sind, hatte auf dem Weltmarkt Geltung.

Die Ausstellung zeigt nun, wie die Tradition hier fortlebte und neue Aufgaben in Angriff genommen wurden.

Die Erdenware besteht aus rötlichem, porösem Ton, hat eine blasse Bleiglasur, unter der farbiger Bezug in einfachen Ornamenten die Verzierung gibt. Schrank 1 zeigt gewissermaßen als Beispiel alles Bauerngeschirr aus Marburg (Hessen), Thun (Schweiz); Teller und Schüsseln und Krüge von prachtvoll naiver Derbheit. Unbekümmert setzen diese Handwerker den Schmutz auf die Fläche und ordnen ihn zu markanten, kräftigen Darstellungen. Derb wie das Material und die Technik sind die Ornamente: Blumen, Tiere, Sprüche. Danach hat, ebenfalls in Marburg, ein moderner Betrieb diese Tradition aufgenommen und versucht, in ähnlicher Ornamentik arbeiten; doch fehlt hier schon die Kraft, die Raubetät; man merkt das Nachahmenvollen. In Urberach bei Darmstadt stellt ein Kunsttöpfer Braun hübsche Gefäße in brauner Farbe her; besonders ein kleiner Standleuchter ist vorzüglich. Hellere Farben (blau, weiß) bevorzugt ein Töpfermeister Jr. Walthert in Michelstadt (Odenwald).

Dann haben einige Großbetriebe sich in diesem Verfahren versucht. Künstler haben Muster entworfen, und so kam modernere Formenprache hinein. Das Aussehen ist ein kultivierteres; das unterscheidet diese Erzeugnisse von den früher genannten; die Künstler gehen bewußt ab von dem Alten und gehen neue Pfade; so Frau Schmidt-Becht in Konstanz, deren Muster zierlich ersehne neben den alten, die aber noch zuweilen alte Teller usw. nachahmt. Auch die Kunsttöpferei Bauer in Lauterbach (Oberhessen) pflegt mehr das Elegante und stellt Geschirr her, das sich in jedem Haushalt sehen lassen kann, Tassen und Kannen in hellen freundlichen Mustern. Am höchsten kommt in diesen Versuchen Max Länger in Karlsruhe, der aus dem alten, biederen Ton herrliche Gefäße herstellt, mit einglegten Steinen und ganz eigenen farbigen Effekten, dekorative Rachen von erlesener Ercheinung. Jedes Stück ein Kunstwert für sich. In Berlin hat die keramische Fachklasse der zweiten Handwerkerlehre unter Prof. Schmutz-Wandig längere Zeit mit Kadiner Ton gearbeitet. Er kann eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten aufweisen. Dann ist noch in Würzel in Thüringen eine keramische Industrie seit langem heimisch; eine ganze Reihe Töpfereien stellen ihre Erzeugnisse aus, die nicht so derb sind wie die alten Arbeiten, aber immer noch eigenen Charakter haben.

Vornehmer ist das Steinzeug. Als Vorbild sind alte deutsche Arbeiten und japanisches Steinzeug ausgestellt. Die alten deutschen Arbeiten, grau oder braun, aus hartgefeintem Scherben, mit leichter Salzglasur, die entstand, indem der Arbeiter Kochsalz in den Ofen warf, das verdampfte und die Glasur bildete. Die Japaner haben dann gezeigt, wie man ganz neue Effekte mit diesem Material erzielen kann, farbiger, leuchtender. Sie schmelzen Glasuren, die durch Metalloxyde gefärbt sind, lassen diese überlaufen und so entstehen die eigenartigsten, zufälligen Ornamente. Im Anschluß daran haben französische Künstler sich in gleicher Weise versucht; neuerdings hat man sich auch in Deutschland dem zugewandt. Das japanische Steinzeug ist geradezu vorbildlich zu nennen. Die Effekte sind immer vornehm; trotz alles Raffinements einfach. Die Form des Geschüres ist trotz aller eleganten Kultur, die sich hier ausdrückt, derb, robust, die Farben immer edel und ruhig. Unter denen, die sich von Japan beeinflussen lassen, steht Scharvogel in Darmstadt an erster Stelle; die Effekte, die er mit Ueberlaufglasuren erzielt (speziell ist ein perlgrauer Krug zu erwähnen, bei dem der Schmutz ganz im Material verbleibt, die Flächen, die er in dekorativer Wirkung, mit vornehmer Zurückhaltung in den Farben, herstellt (dekorativ gestaltete Tierformen, grau oder mattbraun auf gelbweiß), stehen ohne Konkurrenz da. Er erreicht die Schönheit des japanischen Steinzeuges annähernd.

Andere Künstler folgen dem deutschen Steinzeug. Dieses Material ist an sich so schön, daß es nicht sehr des Schmutzes bedarf. Darin tun die Modernen vielleicht etwas zu viel. Früher stellte man Weder her (ein solcher ist ausgestellt), die als Schmutz nur unten am Fuß kleine Tierlöcher aufwiesen. Das stumpfe Braun und Grau wirkt an sich ausgezeichnet. In Grenzhausen hat eine Fabrik nach Entwürfen von Niemerschmied Steinzeug hergestellt, das das Material gut zur Ercheinung kommen läßt und nur wenig farbigen (blauen) Schmutz hinzutut. Steinzeug wirkt gerade dann am besten, wenn die Fläche schon herausstritt, ohne allzuviel Auflage, ohne farbige Ueberladung, während die Erdenware, das Bauerngeschirr, mehr Farbe verträgt. Buzlauer Töpfereien zeigen eine ganze Reihe ihrer Erzeugnisse, unter denen manch gute eigene Stücke sind. Neben Scharvogel ist Mühl zu nennen, der die Töpfe und Rachen mit schöner, farbiger Glasur überzieht und damit künstlerische Effekte erzielt. Auch die Lehr- und Versuchswerkstätten in Stuttgart arbeiten unter Hans v. Heider und die Handwerkerlehre in Magdeburg unter Fritz v. Heider, der selbst feine Arbeiten ausstellt, in erfreulicher Weise. Hier wird die Art des Materials genau berücksichtigt und mit dem Schmutz sparsam verfahren.

Neuerdings wird das Steinzeug besonders gern zu Rachen gearbeitet und dann für die Architekturen verwandt. Es herrscht eine starke Nachfrage danach, so daß manche Betriebe nur dadurch sich halten.

Das ist erfreulich. Denn es ist keine Frage, daß dieser Schmuck an der Fassade oder in Innenräumen ein schöner und natürlicher ist, besonders wenn, wie bei Schorvogel und Mutz, die Tönung eine so vorzügliche, künstlerische ist, die sich gar nicht ausdrängt, sondern im ganzen sich harmonisch einfügt. Wir lernen dadurch wieder mehr Farbenfreunde, die uns verloren ging. Die Ausstellung ist auch den ganzen Juli hindurch noch geöffnet; der Eintritt ist frei.

Psychologisches.

Der Wert der Zeugenaussagen. Nach dem Vorgang deutscher Psychologen und Juristen hat jetzt auch ein italienischer Gelehrter, Claparede, interessante Experimente angestellt, die beweisen, wie schwierig es ist, über einen Vorgang, den man beobachtet hat, eine exakte Aussage zu machen und mit welcher Vorsicht daher auch die im besten Glauben abgegebenen Aussagen von Zeugen aufzunehmen sind. Im Laufe seiner Vorlesungen über Kriminalanthropologie verteilte der Professor unermutet unter seine Hörer Blätter aus weißem Papier und bat sie, sofort schriftlich auf etwa 20 Fragen zu antworten, die sich auf Gegenstände bezogen, die im Universitätsgebäude waren und von den Zuhörern täglich gesehen werden konnten. Von den 54 Hörern vermochte nicht ein einziger auf acht Fragen über die Universitätsgebäude völlig richtig zu antworten. Von den 54 Personen verneinten 45 die Existenz eines großen Fensters, das auf das Vestibül der Universität hinausging und an dem sie jeden Tag vorüberflamen. Ein Hörer antwortete, daß er sich nicht daran erinnern könnte, und nur 8 bestätigten, daß dieses Fenster da wäre. An einem anderen Tage wiederholte Claparede einen Versuch in etwas anderer Form, den schon Professor von Liszt angestellt hat. Ohne daß er seinen Zuhörern etwas angekündigt hatte, ließ er eine verleidete Person in den Hörsaal eintreten. Kaum hatte man diese bemerkt, so wurde sie wieder hinausgeworfen; sie blieb nur etwa 20 Sekunden in den Hörsaal. Wenige Tage darauf wurden dieselben Zuhörer aufgefordert, die Person, die damals eingedrungen war, aus 10 maskierten Individuen herauszuerkennen. Nur 4 von 22 Hörern erkannten den Mann wieder; 8 schwankten zwischen ihm und anderen Personen, und 10 bezeichneten mit Bestimmtheit eine falsche Person. Das Resultat aller dieser Versuche ist immer das gleiche: man sieht, wie wenig man sich auch auf anscheinend ganz sichere Erinnerungsbilder verlassen kann.

Mineralogisches.

Töpfererde. Was der Töpfer als Grundstoff für seine Arbeiten braucht, wird im allgemeinen Ton genannt, aber wie schon aus der Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse zu schließen ist, bezeichnet dieser Name nicht einen immer gleichen Stoff, sondern umfaßt viele Abänderungen. Für die Chemie ist der Ton ein wasserhaltiges Kieselsaures Salz der Tonerde, und die Tonerde wiederum ist eine Verbindung von Sauerstoff und Aluminium. In der freien Natur findet sich diese chemische Formel aber nur in mehr oder weniger unreinigtem Zustande vorwiegend, wie sich schon nach der Entstehung des Tons denken läßt. Er bildet sich nämlich durch die Zersetzung von gewissen Mineralien, von denen der Feldspat der wichtigste ist, durch die Wirkung von Luft und Regenwasser. Die Eigenschaft, die den Ton nützlich macht, besteht darin, daß er durch die Feuchtigkeit geschmeidig wird, so daß man ihm jede beliebige Form geben kann, die er dann nach Verlust der Feuchtigkeit behält. In der Töpferei im weitesten Umfange dieses Begriffs wird eine ganze Anzahl nutzbarer Tone unterschieden, die zum Teil recht wertvolle Handelsartikel bilden. Der gewöhnliche Ton ist plastischer als die eigentliche Porzellanerde und erfordert daher bei der Behandlung mehr Wasser; dementsprechend schrumpft er auch mehr beim Trocknen. Die meisten gewöhnlichen Tonarten werden, wenn sie aus dem Erdreich heraustrimmen, zunächst noch einige Monate der Luft ausgesetzt, bevor sie gebraucht werden, weil durch die Wirkung von Sonne und Regen der Ton für die Verarbeitung verbessert wird. Man erwartet von einem guten Ton, daß er sich leicht formen läßt, schmelzbar genug ist, um undurchlässig zu werden und Klang zu geben, und doch so weit unschmelzbar, daß er nicht in den Ofen springt. Die Menge von Wasserzusatz, die der Ton verlangt, ist sehr verschieden und wechselt namentlich auch nach den Jahreszeiten. Dem gewöhnlichen Ton wird stets noch Kiesel oder Flint zugesetzt oder auch Porzellanerde. Der Flint wird benutzt, um dem Material Farbe zu geben, auch führt er zur Verminderung der Geschmeidigkeit und der Durchlässigkeit. Ein zu geringer Zusatz von Flint erhöht die Gefahr des Springens bei der Glasure, ein zu großer die der Zersplitterung. Es ist also große Vorsicht und Übung für die richtige Mischung erforderlich. Ein Zusatz von Feldspat wirkt ferner als Flußmittel und macht die Ware dichter und fester, gibt ihr auch einen guten Klang. Statt reinen Feldspats kann auch ein sehr feldspatreicher Ton zugemischt werden. Die genannten Mineralien treten in Benutzung, wenn es sich um die Herstellung weißer Tonwaren handelt. In welchen Verhältnissen sie gemischt werden, hängt sehr von den Rezepten ab, die bei den verschiedenen Werkstätten, oft schon seit langer Zeit, in Gebrauch sind. Die Güte des Erzeugnisses wird selbstverständlich in hohem Grade dadurch bedingt, daß diese Mineralien immer wieder auf ihre Eigenschaften hin geprüft werden. Eine Fabrik, die hier auf gut Glück verfahren würde, könnte ihren Betrieb bald einstellen.

Notizen.

— Im Kleinen Theater findet in der nächsten Woche die Berliner Erstaufführung der Komödie „Vater und Sohn“ von Gustav Eschmann statt.

— Der zerrissene Bödlin. Aus englischer Quelle verlautet, daß Bödlin's Gemälde „Die Gefilde der Seligen“, das beiläufig in beschädigtem Zustande in die Nationalgalerie zurückgekommen ist, den Unfall auf der deutschen Bahn erlitt. Eine Latte soll sich losgelöst und einen Riß von einem halben Meter Länge verursacht haben. Lloyd's Versicherungsgesellschaft bietet 50 000 M. Schadenersatz, die Nationalgalerie soll aber 150 000 M. fordern.

— Methodische Karrheit. Ueber die Berliner Pankgraffschaft, die kürzlich auf einer ihrer durch ganz Deutschland ausgedehnten Sprightouren Rüdeshelm mit der Statue eines Pankgrafen beehrte, lesen wir in der „Kön. Zeitg.“: „Am ganzen Mittelrhein war in den letzten Tagen von der „Pankgraffschaft von 1931 zu Berlin bei Bedding an der Panke“ die Rede. Nur wußte niemand recht, was sie bedeuten, und was man sich darunter vorstellen sollte. Am meisten wurde sie, wie das im rheinischen Lande nahe lag, für eine Art Karnevals-gesellschaft gehalten, da man sich nicht gut denken konnte, wie fast annähernd 300 Männer zur Sommerzeit in einem grauen Wams aus Leinwand mit rotem, brandenburgischem Adler, roten Ärmeln mit weißen Aufschlägen, schwarzem Kragen, mit gelbem Leibriemen, Schwert, langen Stiefeln, Schlapphut mit wallenden Straußenfedern und mit weißen Handschuhen in fremde Gegenden zogen, um eine Burg zu stürmen. Auch andere abenteuerliche Annahmen und Erklärungen waren zu vernehmen... Pankgrafen nennen sich die Angehörigen der Gesellschaft, weil sie ihren Ursprung auf die Zeit zurückführen, als das Beddingland um die Panke herum von ihren Vorfahren den Neßbergern abgenommen wurde. Eine große Rolle spielte dabei Graf Udo mit der gespaltenen Klaue. Auch jetzt ist noch eine Bedingung für die Mitgliedschaft, daß jemand Grundbesitz an der Panke haben oder gehabt haben muß. Am 12. Mai, dem Tage St. Pantratus, kommen die Pankgrafen zur Feier des Gründungs-festes zusammen. Den neu Aufgenommenen wird dann ein künstlerisch ausgeführtes Kreuz zum Ordenskleide gestiftet. Zurzeit gibt es 230 eigentliche Pankgrafen. Wer es werden will, hat eine fünfjährige Probezeit zu bestehen. Wer in Ehren besteht, kann es dann später zum Komtur, Großkomtur und nach vielen Jahren vielleicht zum Hochmeister bringen. Eine weitere Vorbedingung für die Aufnahme ist ein größeres Vermögen, auch wird ein gewisser Wert auf die Körpergestalt gelegt, wie man auch unter den Pankgrafen Männer von stattlichem bis gewaltigem Aussehen, überhaupt meist hübsche Leute fand. Die Farben der Pankgraffschaft sind schwarz-grün-grau-blau. Das Schwarz soll an den Tod erinnern, vor dem die Pankgrafen nicht erbleichen, gerade wie die schwarze Schau in Deutschlands Not, grün ist das Zeichen der Hoffnung, grau war die Vorzeit, als uns Beddingland getritten wurde, und das Blau soll die Freundschaft andeuten. Die Grundsätze der Pankgraffschaft sind Kreue zu stellen und Reich, Vaterlandsliebe, Freundschaft, Wohlthun und die Pflege eines gesunden, reinen Humors. Die Namenszucht ist sehr strenge. Eigentlich ist der „Schlachtruf“, zugleich auch Hochruf der Pankgrafen, nämlich „Märzhu“, eine Abkürzung der Worte „Mit Gruß, Herz und Hand“, des Wahlspruches der Pankgrafen. Unjährlich unternehmen sie insgesamt eine Ritterfahrt. Sie besuchen Burgen oder geschichtlich belannte Städte.“

Bücher-Einkauf.

Naturwissenschaft.

- W. von Duttlar: Instinkt und Verstand der Tiere. (H. Giller, Berlin. 0,30 M., geb. 0,50 M.)
- Dr. Albert Daiber: Aus der Werkstätte des Lebens. (Streder u. Schröder, Stuttgart. 1,00 M., geb. 2,40 M.)
- Farbige Tierbilder. Im Verlage von Martin Oldenbourg, Berlin, erscheinen 50 farbige Reproduktionen von Tierbildern nach Originalen von Wilhelm Kuhnert. Das Werk umfaßt zehn Hefte zum Gesamtpreise von 20 M.; einzelne Hefte kosten 2,50 M., einzelne Blätter 0,60 M.
- H. N. Francé: Das Leben der Pflanze. Erste Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands. Lieferung 11—16. (Kosmos, Stuttgart. Lieferung 1 M.)
- R. Giebenhagen: Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Wissenschaft und Bildung. Bd. 6. (Quelle u. Meyer, Leipzig. 1 M., geb. 1,25 M.)
- L. v. Graff: Das Scharoherium im Tierreiche. Wissenschaft und Bildung. Bd. 5. (Quelle u. Meyer, Leipzig. 1 M., geb. 1,25 M.)
- Wolfhart Gustavsson: Mensch, Tier und Pflanze. Ein Parallelismus. (Streder u. Schröder, Stuttgart. 1 M., geb. 1,80 M.)
- Ernst Haedel, ein Lebensbild von Wilhelm Bölsche. Die treffliche Biographie, die eine nicht minder treffliche Einführung in die moderne Naturwissenschaft darstellt, liegt nunmehr in einer billigen, mit einem Bilde Haedels geschmückten Volksausgabe (218 Seiten) zu 1 M. vor. (H. Seemann Nachf., Berlin u. Leipzig.)
- F. Pohlig: Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Wissenschaft und Bildung. Bd. 8. (Quelle u. Meyer, Leipzig. 1 M., geb. 1,25 M.)